

Lutz Gunkel / Gisela Zifonun

Einleitung

Das Deutsche gehört zweifellos zu den am besten erforschten Sprachen der Welt (vgl. Eisenberg 2009, S. 78). Es stellt sich daher für den Grammatiker, speziell den Grammatikographen die Frage, auf welche Weise sich neue Erkenntnisse über die sprachlichen Strukturen des Deutschen gewinnen lassen. Vor dem Hintergrund der gegenwärtigen theoretischen und methodischen Standards in der allgemeinen und germanistischen Sprachwissenschaft scheinen zumindest zwei Wege nahezuliegen, die beide derzeit in längerfristig angelegten Projekten in der Abteilung Grammatik des Instituts für Deutsche Sprache verfolgt werden: ein strikt korpuslinguistischer und ein sprachvergleichender Zugang zur Grammatik des Deutschen.

Das Projekt „Korpusgrammatik – grammatische Variation im standard-sprachlichen und standardnahen Deutsch“ (www.ids-mannheim.de/gra/korpusgrammatik.html) ist auf eine korpusbezogene grammatische Beschreibung ausgerichtet und kann damit auch die grammatischen Varianten des Deutschen erfassen, die in einem für die gesprochene und/oder geschriebene Sprache hinreichend großen Textkorpus sichtbar werden.¹ Der wesentliche Erkenntnisgewinn eines solchen Zugangs besteht nicht nur in der Beschreibung einzelner Varianten, sondern auch in der Bestimmung ihrer Häufigkeit und Verteilung mit Blick auf Parameter wie Textsorte, Register und (großregionale) Varietät. Ein Modell für einen solchen grammatikographischen Ansatz bietet die Grammatik von Biber et al. (1999) zum Englischen.

Ziel des Projekts „Grammatik des Deutschen im europäischen Vergleich“ (GDE; www.ids-mannheim.de/gra/eurostudien.html)² ist es, eine Grammatik des Deutschen aus einer sprachvergleichenden Perspektive zu erstellen, dabei aber die Beschreibung an einem sprachübergreifenden, typologischen „Raster grammatischer Optionen“ (Lang 1996, S. 8) zu orientieren. Ausgangspunkt – und Tertium Comparationis – bilden allgemeine, semantisch-pragmatische Funktionsbereiche oder funktionale Domänen, die sich bestimmten Teilbereichen der Grammatik zuordnen lassen; im Bereich der Grammatik des Nominals z.B. Referenz, Determination, Modifikation, Nomination und Begriffsbildung, im Bereich der Verb- und Satzgrammatik z.B. Prädikation, Illokution, Zeitbezug, Ereignisperspektivierung, Informationsstruktur und

¹ Grundlage ist das „Deutsche Referenzkorpus (DeReKo)“ am Institut für Deutsche Sprache (www.ids-mannheim.de/kl/projekte/korpora/), das in Teilen über das Abfrageprogramm COSMAS II öffentlich zugänglich ist (www.ids-mannheim.de/cosmas2/).

² Vgl. aber auch die in der Abteilung angesiedelten Projekte „EuroGr@mm“ sowie „Sprachvergleich Deutsch-Portugiesisch: Konnektoren“.

Modalisierung. Sprachen variieren mit Blick auf die Realisierung und Ausdifferenzierung solcher Funktionsbereiche nicht beliebig; vielmehr zeigt sich, dass sich die Variation an bestimmten, typologisch nachgewiesenen Kategorieninventaren und Strukturmustern orientiert. Solche Varianzparameter betreffen z.B. die Ausdifferenzierung von Tempus- oder Aspektkategorien (Funktionsbereich: Zeitbezug bzw. Ereignisperspektivierung), die Formbedingungen referenzieller Ausdrücke (Funktionsbereich: Referenz), die lineare Flexibilität von Verbargumenten und -adjunkten (Funktionsbereich: Informationsstruktur) oder die Frage, ob die Bildung komplexer Begriffe durch Wortbildung oder syntaktische Verbindungen erfolgt (Funktionsbereich: Begriffsbildung). Eine Sprache aus dieser Perspektive grammatisch zu beschreiben, heißt dann in erster Linie, zu dokumentieren, welche spezifischen Varianzparameter für die ausgewählten funktionalen Domänen belegt werden.

Der Erkenntnisgewinn eines solchen, sprachvergleichenden Ansatzes zeigt sich auf unterschiedlichen Ebenen. Werden in Bezug auf einen grammatischen Teilbereich alle funktionalen Domänen und die dazugehörigen Varianzparameter erfasst, führt die Beschreibung idealiter zu einem typologischen Profil der Einzelsprache relativ zu dem betreffenden grammatischen Teilbereich. Aber auch, wenn man alle Aspekte ausklammert, die das Verhältnis einer Einzelsprache zu anderen Sprachen betreffen und nur die grundsätzlich eröffneten Optionen fokussiert, führt der Sprachvergleich zu relevanten Ergebnissen: Es zeigt sich ja nicht nur, welche grammatischen Optionen in einer Sprache möglich sind – diese Erkenntnis ließe sich theoretisch auch ohne Sprachvergleich erzielen – sondern auch, welche nicht möglich oder nur marginal sind oder welche stärker oder weniger stark grammatikalisiert sind. Diese Ergebnisse geben Aufschluss über wesentliche Bauprinzipien einer Sprache, weil die durch die Varianzparameter formulierten möglichen Kategorieninventare und Strukturmuster weder beliebig noch trivial, sondern typologisch abgesichert sind. Sie bilden daher die Grundlage zu relevanten, sprachsystembezogenen Generalisierungen über eine Einzelsprache, ohne die keine vollständige grammatische Beschreibung auskommt.

Die Beiträge des vorliegenden Sammelbands sind zum größten Teil dem zweiten hier skizzierten Weg der Grammatikforschung und -schreibung verpflichtet, indem sie Phänomene aller grammatischen Ebenen – von der Phonetik bis zur Semantik und Pragmatik – aus einer sprachvergleichenden Perspektive und unter Voraussetzung unterschiedlicher theoretischer Ansätze untersuchen. Sie sind diesem Weg nur zum größten Teil verpflichtet, da ein kleinerer Teil der Beiträge (Fabricius-Hansen/Ramm; Gast/Wiechmann; Kuhn) sich explizit auf korpuslinguistische Untersuchungen stützt bzw. die Einsatzmöglichkeiten von Korpora für den Sprachvergleich diskutiert und damit zeigt, dass beide Wege sich keineswegs ausschließen, sondern gewinnbringend zusammengeführt werden können.

Das Konzept der funktionalen Domäne, so wie es hier eingeführt und in der Sprachtypologie verwendet wird, bezieht sich auf sprachliche Einheiten, die bedeutungstragend sind. Ausgeschlossen sind damit Einheiten der Phonetik und Phonologie und der Graphematik, aber auch bestimmte flexionsmorphologische Elemente, denen in neueren Ansätzen kein Zeichencharakter zugesprochen wird (vgl. den Beitrag von Wiese). Die Tertia Comparationis solcher Einheiten sind unterschiedlicher Natur. Für die Phonetik und ggf. auch für die Graphematik lassen sich außersprachliche Tertia Comparationis mit Blick auf die physische Manifestation der betreffenden Einheiten, ihre sprachliche Produktion und ihre Wahrnehmung bestimmen. Für die Phonologie, Flexionsmorphologie und die (abstrakteren Ebenen der) Graphematik ist dies nicht möglich, aber auch für die Phonetik ist es nicht notwendig, wie der Beitrag von Žygis/Pompino-Marschall zeigt. In diesen Disziplinen werden gleichartige Elemente und Strukturkonfigurationen „direkt“ mit Blick auf ihre Ausprägung und Funktion im jeweiligen grammatischen Teilsystem verglichen.

Der folgende Überblick beginnt mit Beiträgen zu den Teilbereichen der Grammatik (Wortbildung, Syntax, Semantik, Pragmatik), deren Phänomene sich auf funktionale Domänen beziehen lassen und schließt mit Beiträgen zur Phonetik, Phonologie, Graphematik ab.

Der Beitrag von **König** zur Standortbestimmung der Kontrastiven Linguistik zeigt anhand verschiedener Phänomene, dass die Kontrastive Linguistik mit den anderen sprachvergleichenden Disziplinen vernetzt ist, aber ihr eigenes Profil als synchrone, auf umfassenden Vergleichen zwischen zwei oder einigen wenigen Sprachen beruhende, feinkörnige Analyseform wahrnehmen kann. Eine Beobachtung, die eine Verbindung zur Historisch-vergleichenden Sprachwissenschaft herstellt, ist die einer Phasenverschiebung analoger historischer Prozesse in den Vergleichssprachen. So ist im Jiddischen die Neutralisierung des im Deutschen durch *hin* versus *her* ausgedrückten Kontrastes in der Perspektive schon vor vielen Jahrhunderten eingetreten, während sie im Deutschen etwa an *rüber*, das sowohl für *hinüber* als auch für *herüber* eingesetzt werden kann, erst in jüngster Zeit zu beobachten ist. Kontrastive Linguistik und Sprachtypologie können sich gegenseitig befruchten, insofern als die Kontrastive Linguistik auf die Einordnung ihrer Beobachtungen in den von der Sprachtypologie bereitgestellten Rahmen angewiesen ist, aber auch durch die Befunde des Vergleichs von einzelnen Sprachsystemen umfassende typologische Untersuchungen erst angestoßen werden. Ein Beispiel für diese zweite weniger selbstverständliche Richtung des Austauschs zwischen den Disziplinen ist der Phänomenbereich der Exklamativsätze. Die kontrastive Analyse, etwa zwischen dem Englischen und dem Deutschen, deckt hier zahlreiche divergente Konstruktionstypen auf wie etwa in dt. *Dass ich das noch erleben kann!* oder *Wie intelligent diese Frau ist!* Bei einer systematischen typologisch ausgerichteten Studie ist

dann u.a. der aus dem Sprachvergleich erwachsenen These nachzugehen, Exklamativsätze seien in der Regel durch „Insubordination“ zustande gekommene Spezialfälle der zugrundeliegenden deklarativen, interrogativen oder imperativen Satzmodi.

Die Beiträge von **Stolz** und **von Heusinger** machen deutlich, dass bestimmte semantische Funktionsbereiche in einer Sprache stärker oder schwächer ausdifferenziert sein können. **Stolz** zeigt, dass der Ausdruck von Possession sprachübergreifend gewisse „Spaltungen“ (*splits*) aufweist, von denen der Alienabilitätssplit, also die formale Unterscheidung von veräußerlichem und unveräußerlichem Besitz, die bekannteste Ausprägung darstellt. Diese Spaltung ist in europäischen Sprachen nicht prominent, ist aber immerhin im Maltesischen sowie im Italienischen, Albanischen und Georgischen, daneben auch in den inselskandinavischen Sprachen Isländisch und Färöisch belegt. Während etwa im Italienischen nur die Verwandtschaftsbezeichnungen als unveräußerliche Possessa besondere Privilegien genießen, spielen im nordgermanischen Raum die Körperteilbezeichnungen eine ausgezeichnete Rolle. Das Deutsche hingegen verhält sich eher „nivellierend“ gegenüber möglichen Distinktionen im Possessionssystem.

Von Heusinger zeigt in seiner Studie am Beispiel des Determinationssystems, dass im Zuge der Sprachentwicklung bisher nicht existente Differenzierungen neu herausgebildet werden können. Während auch in der neueren Grammatikschreibung davon ausgegangen wird, dass das standardsprachliche Deutsch nur über den indefiniten Artikel *ein* zum Ausdruck von Indefinitheit in der NP verfügt, kann an Korpusdaten gezeigt werden, dass zwei Demonstrativa neuerdings, mindestens seit Beginn des 20. Jahrhunderts, indefinite Verwendungen haben. Es handelt sich um das adnominale individuenbezogene Demonstrativum *dies* und den Ausdruck *son*, der auf der Verbindung des eigenschaftsbezogenen Demonstrativums *so* mit dem enklitisch angebotenen indefiniten Artikel *'n* beruht. Beide haben stärkere Referenzeigenschaften im Hinblick auf Referentialität, Spezifität und Diskursprominenz als indefinites *ein*. Indefinite Verwendung entsprechender Ausdrücke kann auch für zahlreiche andere Sprachen nachgewiesen werden, nicht nur für engl. *this*, das häufig als Vorbild für den indefiniten Gebrauch von deutsch *dies* betrachtet wird.

Im Beitrag von **Péteri** wird deutlich, dass die Realisierung bestimmter Funktionsbereiche in einer Sprache in hohem Maße grammatisch determiniert sein kann, während sie in anderen Sprachen pragmatischen Bedingungen unterliegt. Péteri vergleicht die Satztopologie des Ungarischen und des Deutschen, vor allem im Hinblick auf die Kodierung von Satztypinformationen. Im Deutschen ist die Stellung des Finitums in V1- und V2-Sätzen bekanntlich eng mit dem Satztyp korreliert, in der Weise, dass V2-Sätze im Normalfall den Deklarativsatztyp vertreten. Auch die Serialisierung im ungarischen Satz wird nach Péteri, anders als herkömmlich angenommen,

durch den Verbalkomplex in der virtuellen Satzmitte bestimmt. Auf diese Weise ergibt sich mit dem Satzsegment vor dem Verbalkomplex ein Analogon zum deutschen Vorfeld, mit dem nach dem Verbalkomplex ein Analogon zum Nachfeld, insofern als diese Aufteilung in beiden Sprachen der Hintergrund-Vordergrund-Distinktion entspricht. Bei dieser Sehweise ergeben sich auch deutliche Parallelen im Hinblick auf das Verhältnis von Topologie und Satztypmarkierung. Beim deutschen Entscheidungsfragesatz etwa steht das Finitum in der Erstposition, im Ungarischen ist die Erstposition des gesamten Verbalkomplexes für diesen Satztyp charakteristisch. Allerdings ist im Ungarischen, nach dem Befund der Auswertung eines Vergleichskorpus, auch eine Topikphrase an Erstposition durchaus gängig. Das hieraus zu ziehende Fazit ist nun, dass bei zugrunde liegender funktionaler Ähnlichkeit die Bindung an eine feste grammatische Kodierungsform im Ungarischen in diesem Phänomenbereich weniger stark ist als im Deutschen.

Der Beitrag von **Schroeder** zu ereignisinternen Adjunkten im deutsch-türkischen Sprachvergleich liefert einen weiteren Phänomenbereich, bei dessen ausdrucksseitiger Kodierung das Deutsche im Vergleich zu einer Kontrastsprache zu weniger expliziten Formen tendiert. Ereignisinterne Adjunkte werden im Deutschen übergreifend für die verschiedenen funktionalen Typen präferiert durch unflektierte Adjektiv- bzw. Partizipialphrasen ausgedrückt. Dies gilt zum Beispiel für den referentenorientierten Typ wie in *Er geht vergnügt nach Hause*, den aktivitätsorientierten Typ wie in *Peter schreibt sorgfältig* und den umstandsorientierten Typ wie in *Hans verpflichtet sich schriftlich*. Daneben sind z.T. typabhängig auch andere Ausdrucksformen möglich, wie etwa beim referentenorientierten Typ eine phrasale Explizitform mit umschreibendem Nomen als Kern wie in *Er warf in alkoholisiertem Zustand die Scheibe ein*. Auch im Türkischen gibt es eine ganze Palette von Ausdrucksformen für ereignisinterne Adjunkte. Unter diesen nehmen jedoch Explizitphrasen mit den Entsprechungen für *Zustand, Form, Haltung* usw. als nominalem Kern eine hervorragende Position ein. Während die Wahl solcher Formen im Deutschen stilistisch motiviert ist, ist sie im Türkischen in der Regel grammatisch motiviert die einzige Realisierungsform. Schroeder stellt diesen Kontrast in den Kontext eines breiteren typologischen Vergleichs zwischen den beiden Sprachen, bei dem dieser als eine spezifische Instanz allgemeinerer Strukturprinzipien interpretiert wird. Er stellt dabei zwei typologische Korrelate dieses spezifischen Kontrastes heraus: ein morphosyntaktisches und ein lexikalisch-semantisches. Das morphosyntaktische Korrelat besteht darin, dass das Türkische zu den Sprachen gehört, bei denen zwischen der formalen Realisierung von Adjunkten in der Nominalphrase und im Satz (bzw. der Verbalphrase) vergleichsweise strikt getrennt wird, während das im Deutschen nicht der Fall ist. Dies korreliert mit der weitgehenden Unzulässigkeit satz- und damit ereignisbezogener Adjektive, da Adjektive der nominalen Domäne zugewiesen sind.

Während in den Untersuchungen von Stolz, von Heusinger, Péteri und Schroeder von Funktionsbereichen ausgegangen und nach den Unterschieden in den einzelsprachlichen Kodierungssystemen gefragt wird, wählt eine Reihe von Beiträgen den umgekehrten Weg: Für bestimmte formale Muster wird gezeigt, dass diese in einigen Sprachen weitere funktionale Spektren haben als in anderen oder dass sie in einigen Sprachen eher als dominant, in anderen eher als marginal zu bewerten sind.

Gast/Wiechmann untersuchen die Verwendung von $w(l)$ -Cleftsätzen (vgl. *Was wir brauchen ist Dezentralisierung*) im Deutschen und Englischen auf der Grundlage des Europarl-Korpus. In einer quantitativen Studie stellen sie zunächst ein signifikantes Übergewicht der englischen gegenüber den deutschen $w(l)$ -Cleftsätzen fest. Um diesen Unterschied erklären zu können, unterscheiden sie vier Faktoren, durch die die Bildung eines $w(l)$ -Cleftsatzes motiviert sein kann: (i) lineare Synchronisierung von Informationsstruktur und Syntax, (ii) strukturelle Trennung von Quaestio und Responsio, (iii) Trennung von propositionalem Gehalt und Äußerungskommentar (Ebentrennung), (iv) Rechtslastigkeit (alias Behaghels *Gesetz der wachsenden Glieder*). Die Kernmotivation sehen sie in (ii), dies ist der Faktor, durch den die meisten deutschen w -Cleftsätze motiviert sind. Anders als im Englischen können im Deutschen die strukturellen Effekte (i), (iii) und (iv) auch ohne w -Cleftsatzbildung erzielt werden, nämlich durch entsprechende Vorfeldbesetzung. Als entscheidender struktureller Unterschied zwischen dem Englischen und Deutschen erweist sich die Satzstruktur, z.B. die V2-Struktur im Deutschen und die relative Freiheit bei der Besetzung des Vorfelds. Sieht man wie Gast/Wiechmann in Faktor (ii), der strukturellen Trennung von Quaestio und Responsio, die Kernmotivation, lässt sich der Einsatz der w/l -Cleftsätze im Englischen zur Realisierung der übrigen strukturellen Effekte sprachhistorisch als ein Fall von *Exaptation* verstehen: Der Anwendungsbereich eines formalen Mittels wird um andere Funktionsbereiche erweitert.

In dem Beitrag von **Molnár** geht es um das funktionale Spektrum einer bestimmten Struktureigenschaft von Sätzen, nämlich der linken Satzperipherie, und der Frage, welche Teilbereiche dieses Spektrums in unterschiedlichen Sprachen realisiert werden. Molnár argumentiert zunächst dafür, die informationsstrukturelle Funktion der linken Satzperipherie in der Markierung von Diskurskohärenz zu sehen. Sie zeigt, dass sowohl (bestimmte) topikale als auch (bestimmte) kontrastive Informationseinheiten der Herstellung von Diskurskohärenz dienen. Für topikale Einheiten gilt das dann, wenn sie nicht rhematisch sind („continuous/given topic“), für kontrastive, wenn die durch den Kontrast implizierte Alternativenmenge kontextuell restringiert ist („contrastive topic/focus“). Beide Einheiten sind entsprechend durch ein Kohärenzmerkmal (C-Merkmal) indiziert, erstere mit dem Merkmal [+C-Kontinuität], letztere mit dem Merkmal [+C-Kontrast]. Konstituenten, die informationsstrukturell als „new topics“ oder als „informa-

tion focus“ figurieren, tragen dagegen das Merkmal [–C]. Sprachen unterscheiden sich nun darin, in welchem Maße diese Merkmale für die Besetzung der linken Peripherie relevant sind: Im Französischen und Schwedischen können nur Konstituenten mit dem Merkmal [+C-Kontinuität] in dieser Position stehen, im Finnischen und Russischen auch solche mit dem Merkmal [+C-Kontrast] und schließlich im Englischen, Deutschen und Ungarischen auch Konstituenten mit dem Merkmal [–C]. Ordnet man diese Sprachen auf einer Skala an, die den Grad der informationsstrukturellen Beschränktheit der linken Peripherie abbildet, so erweisen sich das Französische als am stärksten, das Deutsche und Ungarische als am wenigsten beschränkt.

Auch im Bereich der Wortbildung, also des Lexikons, lassen sich, etwa wenn man nah verwandte Sprachen in den Blick nimmt, formale Muster direkt kontrastieren. Der Beitrag von **Hüning** untersucht exemplarisch die etymologisch verwandten Adjektivaffixe dt. *-haft* und nld. *-achtig*. Beide sind polyfunktional und verbinden sich produktiv mit Substantivstämmen wie in *flegelhaft* – *vlegelachtig*. Deadjektivische Ableitungen hingegen sind im Deutschen im Gegensatz zum Niederländischen kaum vorhanden; die deverbale Ableitung spielt in beiden Sprachen nur eine marginale Rolle. Im denominalen Bereich weisen die beiden Sprachen im Zuge der generell bei Derivation zu beobachtenden „semantischen Fragmentierung“ unterschiedliche Produktivitätsinseln auf. Dt. *-haft* ist im Muster der Vergleichsbildungen wesentlich beschränkter als die niederländische Entsprechung: Nur bei Personenbezeichnungen ist es produktiv, im Niederländischen finden sich dagegen auch Neubildungen wie *een melkachtige smaak* gegenüber *??ein milchhafter Geschmack*.

Der Beitrag von **Gunkel/Schlotthauer** untersucht die Strategien, durch die adnominale lokale und temporale Adverbien, deren prototypische Domäne die Verbalphrase oder der Satz ist, an einen nominalen Kopf attribuiert werden können. Die Vergleichssprachen des GDE-Projekts, auf das sich die Autoren beziehen, verfügen insgesamt über ein ganzes Spektrum von Möglichkeiten, darunter die Juxtaposition wie in *der Vortrag gestern*, die Anbindung durch eine formale Präposition wie in *der Vortrag von gestern* sowie die Adjektivierung wie in *der gestrige Vortrag*. Von diesen drei Verfahren ist die Juxtaposition z.B. im Ungarischen nahezu ausgeschlossen, im Polnischen und Französischen dispräferiert. Adjektivierung ist im Polnischen, noch stärker im Ungarischen das dominante Verfahren; das Französische bevorzugt die Anbindung mit der formalen Präposition *de*, während die germanischen Vergleichssprachen Englisch und Deutsch alle drei Verfahren nutzen. Ungeachtet dieser Differenzen zwischen den Sprachen scheinen mit den Verfahren sprachübergreifend semantische Werte verbunden zu sein, die sie bei intralingualer Konkurrenz voneinander unterscheiden. Adjektivierung und formale Anbindung kodieren eher „persistente“ und „oppo-

sitive“ temporale bzw. lokale Eigenschaften, während bei Juxtaposition gegebenenfalls die für das Adverb typische, auf dessen deiktischem oder perspektivischem Gehalt beruhende Situationsbezogenheit erhalten bleibt.

Die Frage nach der Dominanz und Marginalität bestimmter formaler Muster wird auch in den Beiträgen von **Blühdorn** und **Fabricius-Hansen/Ramm** thematisiert.

Blühdorn behandelt satz- und verbgruppenbezogene Adverbialia, die selbst einen verbalen Kern besitzen, also satzförmig oder satzwertig sind, im Vergleich zwischen dem Deutschen und den beiden romanischen Sprachen Italienisch und Portugiesisch. Das Ausdrucksrepertoire reicht hier von Sätzen, die gegebenenfalls durch einen Subjunktor (wie dt. *weil, während*) eingeleitet sein können, über Partizipial- und Gerundialgruppen, die ebenfalls mit und ohne Subjunktor vorkommen, bis zu Infinitivkonstruktionen mit und ohne Einleitungselement. In den beiden romanischen Sprachen wird dieses Spektrum jedoch breiter genutzt als im Deutschen, das neben der prototypischen Realisierungsform Adverbialsatz mit Subjunktor nur marginal uneingeleitete Adverbialsätze und (in der Regel uneingeleitete) adverbiale Partizipialkonstruktionen sowie die Infinitivkonstruktionen mit den Einleitern *um, ohne* und (*an*)*statt* kennt. Gerundialkonstruktionen sind dem Deutschen fremd. Auch ist es im Deutschen weitgehend unmöglich, bei infinitem Prädikatsverb, also Partizip oder Infinitiv, ein Subjekt zu realisieren, während dies vor allem im Portugiesischen durchaus möglich ist. Man kann daraus schließen, dass im Deutschen finite und infinite Konstruktionsform strikter geschieden sind als in den romanischen Sprachen. Besonders augenfällig wird die graduelle Abstufung an der Existenz von nach Person und Numerus flektierenden Infinitiven im Portugiesischen.

Auch in dem Beitrag von **Fabricius-Hansen/Ramm** werden zwei auf Parallelkorpora zum Deutschen, Norwegischen sowie teilweise dem Englischen und Französischen basierende Studien zur Satzverbindung vorgestellt. Die eine Studie behandelt den komitativen Satzeinleiter *wobei* und seine Wiedergabe im norwegischen Paralleltext. Hier ist es das Deutsche, das mit diesem transparenten Präpositionaladverb eine Ausdrucksmöglichkeit bereitstellt, die in der Vergleichssprache so nicht gegeben ist. Die zweite Studie befasst sich mit den sprachlichen Verfahren zur Elaborierung von Ereignisbeschreibungen, für die intra- und interlingual eine Vielfalt von Konstruktionstypen genutzt wird. Der Fokus liegt hier auf den „mit-Sätzchen“ (wie in dt. *Er stand da mit dem Glas in der Hand*). Diese Realisierungsform scheint im Deutschen gegenüber Absolutkonstruktionen (*Er stand da, das Glas in der Hand*) anders als im Norwegischen weniger präferiert zu sein. Sowohl die syntaktische und semantische Struktur des Konstruktionstyps als auch ihr spezifischer prosodisch-informationsstruktureller Status bedürfen weiterer Forschung, vorzugsweise anhand ausgedehnterer Parallelkorpusuntersuchungen.

Im Beitrag von **Kuhn** wird am Beispiel von Cleftsätzen (vgl. *Es sind die jungen Menschen, die abwandern*) im Deutschen und Englischen gezeigt, wie neuere computerlinguistische Verfahren für die sprachvergleichende Grammatikforschung eingesetzt werden können. Syntaktisch unannotierte Korpora lassen sich zwar mithilfe regulärer Ausdrücke durchsuchen, doch ist dieses Verfahren – jedenfalls bei komplexen Konstruktionen wie den Cleftsätzen – häufig mit hohen Fehlerquoten behaftet. Ein effizientes Verfahren stellt der Einsatz von statistischen Parsern zur automatischen syntaktischen Annotation dar. Solche Parser werden zunächst anhand von syntaktisch handannotierten Korpora – so genannten Baumbanken – „trainiert“ und anschließend auf umfangreiche Korpora angewendet, die dann mithilfe syntaktischer Ausdrücke durchsucht werden können. Auch dieses Verfahren garantiert keine hundertprozentige Identifikation der Zielstrukturen; dennoch sind hier die Fehlerquoten wesentlich geringer als bei Suchanfragen mit regulären Ausdrücken. Für Parallelkorpora lässt sich die automatische syntaktische Annotation mit dem Verfahren der statistischen Wortalignierung kombinieren, bei dem für jeden Satz angegeben wird, welche Wörter der einen Sprache die (wahrscheinlichen) Übersetzungsäquivalente der anderen sind. Sucht man in der einen Sprache nach einer komplexen Konstruktion (z.B. einem Cleftsatz), erhält man qua Alignierung die Entsprechung in der anderen als strukturierten Ausdruck. Dadurch lassen sich auf einfache Weise unterschiedliche Funktionspektren komplexer Konstruktionen in verschiedenen Sprachen erfassen.

Dass im Deutschen anders als in anderen Sprachen schnittstellenübergreifende Prozesse zugelassen sind, zeigt **Cabredo Hofherr** in ihrem Beitrag zu den Verschmelzungsformen von Präposition und Artikel im Deutschen und Französischen. Beiden Sprachen ist gemein, dass die jeweils betrachteten Verschmelzungsformen (dt. *am, ans, beim, im, ins, vom, zum, zur*, frz. *au, aux, du, des*) nicht das Ergebnis eines rein phonologischen Prozesses sein können, da die Verschmelzung in bestimmten Fällen blockiert ist: So kann im Deutschen nicht mit einem Relativpronomen verschmolzen werden (*das Haus, in dem/*im Fritz wohnt*), im Französischen nicht mit einem Personalpronomen (*Elle a peur de le/*du mettre*). In beiden Sprachen handelt es sich um einen Fall von Allomorphie. Im Deutschen verhalten sich die Verschmelzungsformen jedoch in syntaktischer Hinsicht nicht anders als entsprechende, nicht-verschmolzene Abfolgen aus Präposition und Artikel. Insbesondere kann im Deutschen bei Koordination eine von zwei gleichen Präpositionen selbst dann weggelassen werden, wenn sie (morphologischer) Bestandteil einer Verschmelzung ist (*beim Verfassungsschutz und der Polizei*); während diese Möglichkeit im Französischen nicht gegeben ist (**au père et la mère*). Es zeigt sich damit, dass die Verschmelzungen im Deutschen grundsätzlich für syntaktische Prozesse zugänglich sind und – derivationell gesprochen – als Allomorphe erst nach Abschluss aller syntaktischen Prozesse eingesetzt werden.

Wiese geht in seinem Beitrag dem Status von Deklinationsklassen bei den deutschen Substantiven nach. Auch hier erweist sich der Sprachvergleich als erhellend, insofern als er Ansatzpunkte für ein neues Verständnis der deutschen Substantivflexion bereitstellt, die durch die zahlreichen konkurrierenden Systematisierungsversuche mittels Deklinationsklassen noch unzureichend erklärt erscheint. Wiese stellt beim Vergleich der Substantivflexion des Lateinischen, des Ungarischen, Italienischen und Polnischen trotz des Flexionsabbaus im Verhältnis Lateinisch – Italienisch und trotz des Unterschieds zwischen dem agglutinierenden ungarischen und fusio-nierenden Systemen gleichermaßen variierende Grade von „Paradigmen-vielfalt“ beim Substantiv fest. Nur im Falle des Lateinischen sei dies jedoch der Existenz unterschiedlicher Deklinationsklassen im kanonischen Sinne geschuldet. Im Polnischen mit seiner differenzierten Substantivflexion hingegen existieren nicht unterschiedliche klassenspezifische Sätze von Flexiven, wie es für ein System mit Deklinationsklassen charakteristisch ist, sondern die Flexive entstammen einem paradigmenergreifenden Inventar. Das deutsche System ergibt sich aus der Unterscheidung zwischen Stammformen, die nicht kasusspezifisch sind und die im Bereich der starken Flexion als Numerus-Stammformen zu betrachten sind (vgl. Singular-Stammform *Mann* versus Pluralstammform *Männer*) und genau zwei Suffixen für Flexionsformen, nämlich *-(e)s* und *-(e)n*. Die Stammformenbildung erfolgt nach den Stammklassen stark und schwach, sowie bei den starken mit einer Differenzierung in drei Unterklassen. Im Hinblick auf diese Klassifikation kann für das Deutsche von Deklinationsklassen gesprochen werden. Diese Art der Klassenbildung ist aber von den lateinischen Deklinationsklassen denkbar weit entfernt.

Fuhrhop/Barghorn widmen sich in ihrem Beitrag dem englischen und deutschen Schriftsystem und untersuchen die Distribution und Funktion der Schreibdiphthonge und Doppelkonsonanten. Schreibprinzipien sind auf unterschiedliche Ebenen des Sprachsystems bezogen; sie können phonologisch, morphologisch, syntaktisch oder auch „innergraphematisch“ motiviert sein. Unterschiede zwischen beiden Sprachen treten zwar auf allen Ebenen, aber in unterschiedlichem Maße auf. Innergraphematisch geregelt ist jeweils die Zusammensetzung der Schreibdiphthonge, indem es für die erste und die zweite Position jeweils typische Bestandteile gibt. Unterschiedlich sind die Inventare der Bestandteile und deren kombinatorische Beschränkungen. Im Deutschen kombinieren die beiden ersten mit den beiden zweiten Bestandteilen (<ai>, <au>, <ei>, <eu>). Das kennzeichnende Merkmal der englischen Kombinatorik ist dagegen die Ausrichtung auf |a|: In der ersten Position kombiniert es mit den beiden typischen Zweitbestandteilen (<ea>, <oa>), in der zweiten mit den beiden typischen Erstbestandteilen (<au>, <ai>). Die Diphthongschreibung ist in beiden Sprachen auch durch silbische und suprasegmentale Prinzipien geregelt, im

Englischen aber wesentlich weniger als im Deutschen durch Bezug auf die segmentale Ebene, da viele Schreibdiphthonge des Englischen nicht für Sprechdiphthonge stehen. Die Doppelkonsonantenschreibung ist im Deutschen explizit nach dem suprasegmentalen Prinzip geregelt, implizit aber auch morphologisch. Im Englischen kann die Doppelkonsonantenschreibung dagegen nur für kanonische FüÙe phonographisch motiviert werden, für nicht-kanonische muss zusätzlich eine morphologische Bedingung erfüllt sein. Gemeinsam ist beiden Sprachen also der Bezug auf die morphologische Struktur.

Raffelsiefen behandelt die Frage, wie der palatale Approximant sowie die Zweitbestandteile der schließenden Diphthonge im Deutschen phonologisch zu werten sind. Die Einbeziehung sprachvergleichender Daten aus dem Englischen und Deutschen liefert dabei neue Argumente für die Richtigkeit der bislang wenig beachteten Analyse der fraglichen Laute als Allophone der hohen gespannten Vokale /i/ und /u/. Die Allophonie ist prosodisch bedingt, wobei /i/ als einziges Phonem in sämtlichen Silbenpositionen auftritt. Vor Vollvokal erscheint /i/ im Ansatz und wird als Approximant realisiert (wie in /ia/ *ja*), in anderen Kontexten erscheint /i/ als Nukleus (z.B. /ni/ *nie*) oder als Koda (vgl. /hai/ *Hai*, /hoi/ *Heu*); /u/ tritt nur im Nukleus und in der Koda auf (vgl. /u/ *Schub*, bzw. /hau/ *Hau*). Alle übrigen Vokale sind aufgrund ihrer noch höheren Sonorität auf den Nukleus beschränkt. Diese Generalisierungen stimmen damit überein, dass /i/ auch in den Kontrastsprachen als am wenigsten sonorer Vokal erscheint, der entsprechend am ehesten auch in Silbenrandpositionen zugelassen ist. Der Nutzen des Sprachvergleichs zeigt sich weiter in der Evidenz für weitere Markiertheitsbeschränkungen, die für den Nachweis der silbenstrukturell bedingten Allophonie wesentlich sind. So ähneln sich nicht nur die Bedingungen, unter denen die hohen Vokale in Randpositionen auftreten, auch die daraus folgenden Neutralisationserscheinungen, insbesondere der eingeschränkte Kontrast im Nukleus vor hohen Vokalen in der Koda, zeigen erhebliche übereinzelsprachliche Übereinstimmungen.

Żygis/Pompino-Marschall widmen sich in einer signalphonetischen Analyse dem Phänomen der glottalen Markierung vokalinitialer Wörter im Polnischen und Deutschen. Datengrundlage bildet eine Auswahl öffentlicher Reden von jeweils drei prominenten Sprechern. Im Deutschen treten glottale Markierungen generell häufiger auf als im Polnischen. Zudem werden hier Inhaltswörter häufiger markiert als Funktionswörter und betonte Silben häufiger als unbetonte, während im Polnischen Wortart und Betonung keinen Einfluss auf die Auftretenshäufigkeit glottaler Markierungen haben. Umgekehrt ist für das Polnische im Gegensatz zum Deutschen die Position des Wortes innerhalb einer Phrase signifikant: Hier werden initiale Wörter eher markiert als nicht-initiale. Żygis/Pompino-Marschall schlagen vor, diese Unterschiede mit der unterschiedlichen Wortakzentsetzung in

beiden Sprachen zu korrelieren: Im Deutschen ist die Position des Wortakzents frei, so dass die Glottalisierung betonter Silben zu deren Markierung beiträgt. Im Polnischen fällt der Wortakzent dagegen stets auf die vorletzte Silbe, die Position ist somit vorhersagbar und bedarf keiner zusätzlichen Markierung. Dass die initiale Glottalisierung im Deutschen zur Markierung von Wörtern, im Polnischen dagegen zur Markierung von Phrasen verwendet wird, deutet auf einen typologischen Unterschied zwischen den beiden Sprachen in der Bedeutung dieser beiden prosodischen Domänen hin.

Die Reihenfolge der Beiträge im Band orientiert sich weitgehend an der traditionellen Anordnung der grammatischen Ebenen. Nach dem einführenden Beitrag von König und der typologischen Studie von Stolz folgen Beiträge zur Phonetik (Žygis/Pompino-Marschall), Phonologie (Raffelsiefen), Graphematik (Fuhrhop/Barghorn), Wortbildung (Hüning), Flexionsmorphologie (Wiese), Syntax/Semantik (Cabredo Hofherr, Schroeder, Gunkel/Schlotthauer; Blühdorn; Gast/Wiechmann) und Semantik/Pragmatik (Péteri; Mólnar; von Heusinger). Zwei korpuslinguistische Studien (Fabricius-Hansen/Ramm; Kuhn) schließen den Band ab.

Wir möchten uns herzlich bei allen Kolleginnen und Kollegen bedanken, die einen Teil der Beiträge für uns begutachtet haben: Carsten Breul, Caren Brinckmann, Dániel Czicza, Martine Dalmas, Stefan Th. Gries, Markus Hiller, Sebastian Kürschner, Marc Kupietz, Jörg Meibauer, José Pinto de Lima, Sueda Özbent, Marc van Ostendorp, Beatrice Primus, Renate Raffelsiefen, Esther Ruijendijk, Susan Schlotthauer, Renata Szczepaniak und Anna Volodina.

Literatur

- Biber, Douglas et al. (1999): Longman grammar of spoken and written English. Harlow.
- Eisenberg, Peter (2009): Schweigt stille, plaudert nicht. Der öffentliche Diskurs über die deutsche Sprache In: Konopka, Marek/Strecker, Bruno (Hg.): Deutsche Grammatik – Regeln, Normen, Sprachgebrauch. (= Jahrbuch des Instituts für Deutsche Sprache 2008). Berlin/New York, S. 70–87.
- Lang, Ewald (1996): Das Deutsche im typologischen Spektrum. Einführung in den Band. In: Lang, Ewald/Zifonun, Gisela (Hg.): Deutsch – typologisch. (= Jahrbuch des Instituts für Deutsche Sprache 1995). Berlin/New York, S. 7–15.